

In der hohen Heide.

Von Hermann Löns.*)

Sonne auf den Kopf und Wasser unter die Füße muß der Honigbaum haben, wenn er rechtlich blühen soll.

Im vordorischen Sommer hatte er zuviel Wasser unter sich und gar keine Sonne über sich und so brachte er es nicht zum Blühen. Im vorigen Sommer ging es ihm umgekehrt, und wieder wurde es nichts mit ihm. Dieses Jahr aber hat er es damit richtig getroffen, und so blüht er, wie lange nicht mehr.

So ist denn alles rosenrot rechts und links von der schnurgeraden, mit hohen Hängebirken eingefassten Straße, die sich bei dem einsamen Wirtshause zwitt, in dem ich abgestiegen bin. Da geht es heut laut zu, denn es ist Sonntag und von allen drei Seiten kommen Heidsucher zu Fuß und zu Rad, mit Gespannen und in Kraftwagen angestromt und erfüllen das Gelände um den Krug mit Gelächter und Gesang. Das ist nicht nach meinem Geschmack, und so stehe ich mich durch die Föhren nach der hohen Heide hin, wo ich sicher bin, keinem Menschen zu begegnen.

Die Sonne meint es gut; sein Wolkchen ist an dem hohen, hellen Himmel, der sich über den roten roten Plan spannt. Kreuz und quer über den Weg stürzen die Schilddolde, grüne Sandfächer schwirren vor mir auf, winzige blaue Falter flattern um die blauen Gloden und gelben Habichtkrautblüten, und die warme Luft, die von Honigdunst und Kiengeruch erfüllt ist, bebt von dem Geräusche der Bienen und dem Geschnurre der Heuschrecken und Grillen. Die grünen, braunspitzigen Moorbäume neben dem Fußwege schimmern wie Seide und die roten, gelben, blauen und weißen Feuersteinplättchen im Grasen blühen und funkeln nur so.

Die Föhren werden spärlicher und hören schließlich ganz auf, die Wachendelbüsche werden kürzer und seltener und bleiben zuletzt völlig weg, und platt und fast erstarrt sich die Schnudenheide mit ihren knapp handhohen, zertrümmerten, verbissenen Heidsucherbüschen, deren dürftiges Gezweig auf seltsame Weise gewirbelt ist und flach auf dem Boden anliegt. Trotzdem aber der Schäfer, der dort an dem Anberge hütet, seine dreihundert Schnuden Tag für Tag hier über die Heide treibt, blüht sie dennoch auf das Beste und gibt den Immen reiche Beute.

Ich gehe auf den alten Schaffoben zu, der sich dort oben zwischen glatten Birken und moorigen Eichen erhebt, umstanden von Hunderten von hohen und breiten, schlanken und krümmenden Wachendelbüschen, von denen manche dreifache Kannehöhe und mehr haben, und die vielfach auf ganz alderne oder unheimliche Weise verrenkt und verbogen sind und teilweise wie Untiere, teils wie menschliche Gestalten aussehen. Mehr als einmal habe ich, wenn ich zwischen Tag und Nacht am grauen Vormorgen den schmalen Fußweg zwischen ihnen dahinschritt, schnell nach der Wache gegriffen, einmal, weil ich meinte, ein Hirsch stände vor mir, ein anderes Mal, weil ich einen Widder zu sehen glaubte. Und es waren doch nur Wachendelbüsche (Wacholder), die mich zum Narren gehalten hatten.

Die Föhre eines guten Hirsches steht nagelfest in dem moorigen Boden des Berges. Der muß ich nachgeben. Sie steht gerade auf den alten Schaffoben zu, unter dessen moorigem Strohdach ich manche Nacht geschlafen habe, wenn ich zur Brunst hier weilte. Der mannshohe Wacholderbusch ist ganz kurz und kleingelagert, und wie ich ihn abfühle, finde ich ganze Reihen nach feuchten Baues von dem Geweihe des Hirsches, dessen er sich hier heute nacht entledigte, und so gehe ich seiner Föhre weiter nach, quer über den Anberg, hinter dem die Köpfe krauser Föhren hervorragen.

An dreien von ihnen hat der Hirsch wieder geschlagen; schon von weitem leuchten die verwundeten Stämme, und einige andere

weisen ältere Male von den vorigen Nächten auf, auch sind wieder einige Wachendelbüsche zusehender gewachsen, und die Reste der roten, gelben und weißen Pilze, die über die hellgrünen Polster der Krähenbeere und das dunkle Gezweig der Bärentraube verstreut sind, geben an, daß der Hirsch sich an ihnen geist hat. An der Quelle, die in dem moorigen Grunde fließt, hat der Hirsch geschöpft; seine Föhre steht zwischen den frischgrünen, mit kupferroten Fruchtspitzen geziernten spitzigen Weinheiblättern, die aus den wirren Wollgrasblüten hervorspringen, geht dann durch das üppige Schlingwerk von weiß blühendem Schweinsohr hindurch, das das Wasserloch ausfüllt, und wendet sich der hohen Heide zu. Mir ist warm geworden, denn die Sonne strahlt; über Nacht wird es ein Gewitter geben. Da hinten über der dunklen Wohld stehen weiße Wetterköpfe vor dem hellen Himmel. Ich fühle die Strömung und die Wärme mit dem Quellwasser und lasse mich für ein Viertelstündchen auf einem der drei großen Föhrensteine nieder, die hier nebeneinander ruhen und zwischen denen die Reste einer Birkenheide liegen, die der Habicht krasste.

Vor mir in den Doppelheidebüschen bewegt sich etwas; eine Moorbüchse hebt hervor und reißt über den in allen Farben glühenden Kies, wo sie sich ganz platt macht und von der Sonne durchbraten läßt. Ueber ihr an einem Heidsucherbüschlein kriecht die fingerdicke, leuchtend hellgrüne, herrlich rosenrot getupfelte Raupe des Nachtfaltes. Weiterhin reißt ein grauer, weißgebänderter Raubfalter hastig dahin, eine blinde Fliege in den schwarz gezeichneten Jangen haltend. Eine Schnarbuschschrecke mit himmelblauen Unterflügeln kommt angerastelt und läßt sich auf reinem roten Feuerstein nieder, wo sie wie ein dürres Stückchen Holz aussieht. Zur Linken schließt sich der dicke Kopf einer Grille unter einem Grasbüschel her, fährt aber wieder zurück, sowie ich den Kopf wende. Um alle Heidebüsche flattern Mäulinge und ab und zu tangt ein bräunlicher Fieschgrasflöter vorüber.

Ich erbehe mich. Die Heide sich schlüpft unter den krausen Wachendelbüsch, die Heuschrecke schnarrt davon, und die Wachendel fliegen laut klagen von dannen. Ich gehe wieder der Föhre nach, die auf die hohe Heide zuseht. Immer länger wird das Heidsucherkraut; stellenweise reicht es mir bis über die Knie und bringt es zu mehr als fingerdicken Stämmen, die üppig grünen und überreich blühen. Das Geweihe der Bienen, die hier zu Tausenden schwirren, weil hinter dem Wachendelbüsch ein großes, an hundert Körbe fassendes Immenshauer steht, klingt wie das Brausen einer fernem Orgel und die Luft ist gesättigt mit Honigdunst. Es ist alles ein und dasselbe Wachendel, das hier wächst, denn die Doppelheide blüht im Grunde zurück, aber unglaublich ist die Verschiedenheit an Wuchs und Färbung. Hier ein spitzer Busch mit langen, dünnen, weißlich blühenden Zweigen, da einer, kurz besät und kraus und tief rosenrot, dort ein schneeweißes, der weithin leuchtet. Dieser Busch breitet seine vielen Zweige flach über den Boden aus, jener besteht aus einem Stamme mit einer runden, dichten Krone. An dem einen Busche ist das Laub frohlich grün, an einem anderen trübe, weiterhin bräunlich und dort gar kupferfarbig oder blutrot. Am reizendsten aber sieht die Heide hier dicht vor meinen Füßen aus. Da hat der Bauer den Boden abgeplaggt und ein junger garter Heidsucher steht neben dem andern, hellgrün belaubt, und über und über hellrosenrot blühend.

In der langen, mehr als kniehohen Heide habe ich die Föhre verloren; ich muß sie auf den Sandweiden und den abgeplaggen Stellen wieder auffuchen. Einen Bogen nach dem anderen schlage ich, finde auch überflüssig Föhren in Menge, die frische aber nicht. So warte ich denn auf und ab in dem rosigem Blütenmeer, atme nichts als Honigdunst, höre nichts als Immensgeräusche, sehe den silbernen und goldenen Schilddolde nach, die hin- und herflattern, und den Schnarbuschschrecken, die laut rasselnd vor mir aufstiegen und dabei ihre schalochartigen Unterflügel aufleuchten lassen, nehme einen versteinerten Seeigel mit, trete einen der wenigen Hasen heraus, die hier auf der hohen Heide leben, beobachte lange die glatte Katter, die sich vor dem krausen Brombeerbusch, der einen roten Föhrenstamm umspinnt, sonnt, und die Goldregenpfeifer, die in der grauen Quelle um das Wasserloch rennen und alles Getier mit klagendem Rufe vor mir warnen, und feige höher und höher, bis ich ganz oben auf dem Heideberge bin.

Da sieht es seltsam aus. Große und kleine Wachendelbüsche, alle möglichen pupigen oder unheimlichen Gestalten vorrückend, stoßen hier, und zwischen ihnen erheben sich abenteuerlich verbogene

und gekrümmte Föhren sowie ganz wahnwitzig gewachsene Föhren. Als sie noch jung waren, haben die Schnuden sie verbissen. So wuchs die eine wie eine Leiter, die andere wie eine Harle, diese hat zwei Spitzen, jene drei, die dort sogar sieben, weswegen sie einem Armleuchter ähnelt. Auch die Birken, die hier stehen, haben zum Teil einen ganz verrückten Wuchs und die wenigen Eichen ebenfalls.

Ich werfe mich unter eine wie ein Schirm gewachsene Föhre auf das dicke Krähenbeerenpolster und sehe in das rosenrote Land unter mir, in dem die Fischeise silbernen blühen, und das dort hinten, wo es wieder hoch ansteigt, von dunklem Walde besäumt ist, der eine Kirchturmspitze überschneidet und eine Mühle, deren Flügel sich langsam drehen, denn ein heiserer Wind hat sich aufgemacht. Er rauscht in der langen Heide, rauscht in den hohen Halmen und raunt in den wirren Kronen der gespenstigen Bäume und vermischt sein Geräusch mit dem Geräusche der Immen und dem Geigen der Grillen zu einer wunderlichen Schlummerweise. Mir wird zumute, als läge ich auf einer rosenroten Wolke und würde von ihr in den Himmel getragen, von dem der Lobgesang der Engel und der Schall silberner Glocken herniederfliegt. Dann ist auf einmal die Heide himmelblau und der Himmel heiderot, bis das Bild sich wieder umkehrt, der Traum verfliegt und ich wieder die Bienen summen und die Grillen heulen höre. Doch aus den kleinen Stimmen höre ich allerlei Worte heraus und der Wind singt ein ganz bestimmtes Lied, dessen Worte ich nur halb verstehe und dessen Weise ich bloß ein einziges Mal gehört habe.

Ich muß wohl eine geraume Weile geschlafen haben, denn nun steht die Sonne als runde, rote Scheibe schon tief über der hohen Heide, und die Fischeise im Grunde sehen nicht mehr wie Silber, sondern wie Gold aus. Das Summen der Bienen ist leiser geworden, die Grillen geigen lauter. Nur wenige blaue Schmetterlinge fliegen noch, und hier und da taumelt ein rostrater Abendfalter in unsicherem Fluge dahin. Ich reize den Berg hinab und suche solange, bis ich die Föhre wieder habe, die auf das Fortschreiten aufsteht, über der vor der schwarzen Wohld wie ein Gespenst eine helle Weide hin- und herschauelt. Bis in die Wohld hinein halte ich die Föhre; dann drehe ich um und steige wieder den Heideberg hinauf.

Nach wech der Wind. Das Summen der Bienen hat aufgehört. Die Heide strahlt keinen Honiggeruch mehr aus. In Rebel schwimmen die Fischeise; am Himmel steigt dunkles Gewölke empor, in dem die Sonne zerlebert.

Der helle Tag hält den Atem an; ächzend und stöhnend schleicht die Nacht über die hohe Heide.

Bilder und Stimmungen aus dem belagerten Antwerpen.

Eine kurze Spanne Zeit noch, und Antwerpen, die letzte Zuflucht des belgischen Volkes, ist auch in deutschen Händen, wie die anderen Festungen Belgiens. Erst seit den allerletzten Tagen beginnt in den Antwerpenern die Erkenntnis aufzukommen, daß gegen die deutschen Geschütze keine Kanonenfestung der Welt Schutz bietet, und so haben sie die ersten Kanontage, bald wieder gedrückt durch die bitteren Ereignisse, deren Zeuge sie wurden, bald wieder aufgerichtet durch falsche Nachrichten von ihren Verbündeten, zwischen dem Gipfel der Siegeszureiche und dem Abgrund tiefer Hoffnungslosigkeit hin und her gerissen im Innern qualvoller Angst zugebracht. Ein holländischer Kriegsverdächtiger, der diese Zeit in Antwerpen zugebracht hat, schildert in einem lebensvollen Briefe an das Amsterdamer „Allgemein Handelsblatt“ die Ereignisse der Antwerpener und den Wechsel ihrer Stimmungen: ganz plötzlich, wie mit einem Schlage hat sich der Anblick von Antwerpen verändert. Längst war Brüssel von den Deutschen besetzt, längst wurde fast ganz Belgien durch d. v. Goltz betwaltet, was kummerte das die Antwerpener, die in dem eigentlichen Belgien, eben der Stadt Antwerpen, saßen? Die Not des Krieges mochte in Frankreich wie in Belgien herrschen, die wohlgenährten Antwerpener, die seit langem tüchtige Vorräte aufgestapelt hatten, machten sich nichts daraus; sie dankten sich sicher hinter den Forts und Mauern, ja sie hätten beinahe vergessen, daß der Krieg sie bedrohte, wenn nicht ab und zu ein unangenehmes Zeppelinluftschiff am Himmel erschienen wäre. Kurz er-

Eine dumpfe Stille lagerte über der Gegend. Im Hofe, im Schatten der Schuppen und Ställe, saßen die Soldaten und verspeisten ihre Suppe. Kein Geräusch drang aus dem Dorfe herüber, wo die Einwohner ihre Häuser, Tore und Fenster verbarricadiert hatten. Ein Hund, der allein auf der Straße geblieben war, heulte. Von den nahen, unter der Hitze schmachenden Wäldern und Wiesen stieg ein langgezogener, aus allem verengsten Raum zusammengesetzter Ton herauf. Ein Hund rief. Dann trat eine noch tiefere Stille ein.

Und mitten in diese erschlaffte Luft krachte plötzlich ein Schuß. Der Kapitän sprang empor. Die Soldaten ließen ihre noch halbvollen Suppenteller im Stiche. Binnen wenigen Sekunden standen alle auf ihren Blägen, in Kampfberäuschung. Die Mühle war von unten bis oben besetzt. Der Kapitän war auf die Straße hinausgetreten, hatte aber nichts bemerkt. Zur Rechten und Linken dehnte sich die leere, weiße Bahn der Landstraße. Ein zweiter Schuß krachte, und noch immer sah er nichts, nicht einen Schatten. Aber beim Umdrehen gewahrte er auf der Seite nach Gagny zu zwischen zwei Bäumen, einem Altweibchen, immerjeden ähnlich, ein leichtes Rauchgewölke aufsteigen. Der Wald kam, so seine tiefe, milde Ruhe.

„Sie haben sich in den Wald geworfen,“ murmelte er, „sie wissen, daß wir hier sind.“

Nun begann zwischen den in der Nähe der Mühle aufgestellten Franzosen und den hinter den Bäumen geduckten Preußen das Feuergefecht, das allmählich an Heftigkeit zunahm. Die Kugeln pfliffen über die Morelle hinüber, ohne weder auf der einen, noch auf der anderen Seite Verluste zu bewirken. Die Schüsse waren unregelmäßig, knallten hinter jedem Gebüsch hervor, und immer sah man nur die leichten, vom Winde haft geschaukelten Rauchwölkchen. Das währte beinahe zwei Stunden. Der Offizier trällerte mit gleichgültiger Miene ein Liedchen. Francoise und Dominique, welche im Hofe geblieben waren, stellten sich auf die Föhren und lugten über eine niedrige Mauer. Ihre Aufmerksamkeit war besonders auf einen kleinen Soldaten gerichtet, welcher am Ufer der Morelle hinter dem Rumpf eines alten Kadnes postiert war; er saß platt auf dem Bauche und lauerte, zielte, gab seinen Schuß ab und duckte sich in einen, dicht hinter ihm befindlichen kleinen Graben, um seine Büchse wieder zu laden; seine Bewegungen waren so vollkommen so vorsichtig, so gewandt, daß man sich zum Rätseln veranlassen konnte, wenn man ihm zusah. Er mußte den Kopf eines Preußen erkennen, denn er erhob sich rasch wie der Blitz und legte an; aber noch ehe er abgefeuert hatte, stieß er einen Schrei aus, drohte sich um sich selbst und rollte in den Graben, wo seine Beine noch eine Weile lang zuckten wie die Blüten eines verwelkten Subnes. Der kleine Soldat war mitten in die Brust geschossen worden. Das war der erste Tote. Instinktiv hatte Francoise die Hand ihres Dominique ergriffen und hielt sie mit einem nervösen Krampf umschlossen. (Fortf. folgt.)

Die Erstürmung der Mühle.

Von Emile Jola.

II.

Vier Wochen später herrschte Tag für Tag, fast auch am Vorabend des heiligen Ludwigstages, Furcht und Schrecken in Rocreuse. Die Preußen hatten den Kaiser geschlagen und rüdten in Gewaltmärschen nach dem Dorfe vor. Seit acht Tagen schon meldeten Leute, die auf der Straße entlang zogen, die Ankunft der Preußen: „Sie sind in Vorwilde, sie sind in Novelles!“ und auf die Kunde hin, daß sie so rasch heranzögen, war man in Rocreuse jeden Morgen gewärtig, daß sie durch den Wald von Gagny herniedersteigen zu sehen. Sie kamen aber nicht; der Schrecken wuchs hierdurch; denn jeder fürchtete, sie würden zur Nachtzeit über das Dorf herfallen und alles wüsten.

In der Nacht vorher, kurz vor Tagesanbruch, war Lärm geschlagen worden. Die Einwohner waren ermarkt durch das Stampfen einer zahlreichen, auf der Straße schreitenden Menschenmasse. Die Weiber stürzten auf die Knie und bekreuzigten sich, während die Männer die Fenster behutlich ein wenig öffneten und durch den Spalt hindurch die roten Hosen erkannten. Es war ein französisches Detachement. Der Kapitän hatte sofort nach dem Vorstöße des Dorfes gefragt und war, nachdem er mit Vater Merlier gesprochen hatte, in der Mühle geblieben.

Die Sonne stieg an diesem Tage lachend am Himmel herauf. Gegen Mittag wurde es glühend. Ueber den Wäldern summerte eine tolle Helle, während aus den Talgründen und Wiesen weiße Nebel aufstiegen. Das saubere hübsche Dorf erwachte in der frischen Morgenluft, und die Landschaft mit ihrem Wuchs und ihren Quellen sah aus wie ein tausendfacher Blumenstrauch. Aber in keinem Gemüt rief der schöne Tag eine frohe Stimmung wach. Man hatte gesehen, wie der Kapitän die Mühle umschritt, die Nachbarhäuser in Augenschein nahm; dann war er auf das andere Ufer der Morelle hinübergefahren und hatte von da aus die Gegend mit einem Feldstecher abgesehen; Vater Merlier, welcher sich in seiner Begleitung fand, sah ihm Erläuterungen zu geben. Dann hatte der Kapitän Soldaten hinter den Mauern, den Bäumen und in den Erdlöchern aufgestellt. Das Gros der Abteilung lagerte im Hofraum der Mühle. Es wurde also eine Schlacht bevor? Und als Vater Merlier zurückkehrte, fragte man ihn aus. Er nickte, sprach aber nichts. Ja, es würde ein Gefecht bevor!

Francoise und Dominique standen im Hofraum und schauten den Kreis an. Zuletzt nahm derselbe die Pfeife aus dem Munde und sprach die wenigen Worte:

„Anderen! morgen wird's wohl nichts werden mit der Sache!“

Dominique biß die Lippen zusammen und runzelte die Stirne. Er reckte sich bisweilen in die Höhe und schaute mit starren Blicken auf die Wälder von Gagny. Es war, als wünschte er das Herannahen der Preußen. Francoise war sehr blaß und sehr ernst, sie ging ab und zu und brachte den Soldaten, wonach sie Verlangen äußerten. Sie kochten in einem Winkel des Hofes ab und scherzten in Erwartung der Mählzeit.

Der Kapitän schien mittlerweile Grund zu einer besonderen Freude gefunden zu haben. Er hatte die Stuben und den großen Saal der Mühle, die sämtlich nach dem Flusse hinausgingen, besichtigt. Jetzt sah er neben dem Brunnen und redete mit Vater Merlier.

„Ihr habt hier eine richtige Festung,“ meinte er. „Wir werden uns bis heute Abend ohne Schwierigkeit hier halten. Die Salunken haben sich verpöbert; sie müßten schon hier sein.“

Der Müller blieb ernst. Er sah seine Mühle wie eine Fackel lodern. Aber er klagte nicht, da er das für nutzlos hielt. Er öffnete nur den Mund, um zu sagen:

„Sie sollten den Kahn hinter dem Rode verstecken lassen. Es ist ein Loch dort, wo er sich unterbringen läßt. Vielleicht werden Sie ihn brauchen.“

Der Kapitän erteilte einen Befehl. Dieser Soldat war ein stattlicher Mann im Alter von etwa vierzig Jahren, von großer Figur und mit freundlichem Gesicht. Der Anblick des jungen Liebespaars schien ihm Freude zu machen. Er beschäftigte sich so eifrig mit ihnen, daß man glauben konnte, er habe des bevorstehenden Kampfes vergessen. Er folgte Francoise mit den Blicken und seine Miene sprach es deutlich aus, daß er Gefallen an dem Mädchen fand. Dann wendete er sich mit der derben Frage an Dominique:

„Ihr seid also nicht beim Meer, Bursche?“

„Ich bin ein Ausländer.“

Dem Kapitän schien diese Antwort nicht recht zu behagen. Er blinzelte mit den Augen und lächelte; mit Francoise zu scherzen, war freilich angenehmer, als den Tornister zu schleppen. Als Dominique das Rätseln des Kapitäns bemerkte, setzte er hinzu:

„Ich bin Ausländer, aber ich treffe einen Apfel auf fünf-hundert Meter Schuhweite. Dort hinter Ihnen steht mein Jagdgewehr.“

„Wir werden's wohl brauchen können, war des Hauptmanns einfache Erwiderung.“

Francoise war zitternd herangeritten. Und ohne sich um die umstehenden Leute zu bekümmern, erfaßte Dominique die beiden Hände, welche sie ihm reichte, als wollte sie sich unter seinen Schutz stellen, und preßte sie in den seinigen. Der Kapitän hatte wiederum gelächelt, aber kein Wort weiter gesprochen. Den Wegen zwischen den Weiden, blieb er sitzen und schaute wie träumend ins Meer.

Es war bereits zehn Uhr. Die Hitze wurde sehr bedeutend.

fuhr, daß zwischen Nechern und Bistord sich Feinde gezeigt hätten — für Antwerpen, die härteste Stadt Europas, bedeutete auch das noch nicht, denn um sie zu belagern, wären doch mindestens ein paar hunderttausend Mann nötig! Und die Beschießung der Stadt? Ein unfinniger Gedanke, ebenso unfinnig wie die Mär von den 42-Zentimeter-Rörfern der Deutschen, die sind Legende, Bluff, Fabel. Man spottete über die Deutschen: Die Deutschen sollten nur kommen, wenn sie Lust hätten!

Die Deutschen kamen wirklich. Wieder wurde Nechern beschossen, Pierre bekam deutsche Kugeln zu fühlen — es wurde Ernst. Jetzt begann die Flucht. Die Mannen tauchten wieder auf, am Himmel sah man den Schein brennender Dörfer, stiehende Bauern kamen mit weinenden Frauen und Kindern, mit Sad und Bad, das sie in Hast zusammengerafft hatten; von überall her kamen derangirte Menschen, und die unheimlichsten Gerüchte durchschwirren die Stadt. Es war etwas Geschehen, aber niemand wußte was, bis schließlich glaubwürdige Nachrichten kamen: Die Forts erster Linie Baelhem, St. Catherine und Wavre wurden beschossen. Der Donner der deutschen Geschütze ließ die Antwerpener nicht schlafen. Als sie nach schlaflos verbrachter Nacht den ganzen folgenden Tag über die deutschen Geschütze im Süden ihre Kriegsmusik spielen hörten, wurde manchem bis dahin so tapferen Antwerpener doch bänglich zumute. Er wanderte nach dem Hafen, um eine günstige Gelegenheit zur Abreise zu erwirken, und so trafen sich in den Hafenstrassen Hunderte und aber Hunderte bespäter Gefährten zusammen, die der „härtesten Stadt Europas“ den Rücken kehren wollten. Freilich, wenn man die amtlichen Berichte las, war das ein unfinniges Vorhaben; die Forts halten Stand, die Zustände haben sich seit gestern nicht verändert, der deutsche Angriff ist abgeschlagen, der Munitionsverbrauch der Deutschen steht völlig außer Verhältnis zu dem, was sie erreichen — so las man. Allein Mächtige Soldaten erzählen, die Forts Baelhem, St. Catherine, Wavre und Kortingshöcht hätten den deutschen und österreichischen Geschützen nicht standgehalten, und diese Nachricht wirkte schnell. In Antwerpen brach furchtbare Angst aus; es war wie die schwüle Stimmung vor einem Gewitter, es begann eine allgemeine Welle der Flucht sich nach dem Hafen zu erheben. Sollte der Sturm auf die Stadt herabstürzen? Mit schrillen Geheul ratterten Militärautos durch die Straßen, eine Taube erschien über der Stadt, man beschloß sie mit Schrapnell, tötete dadurch einige neugierige Zuschauer, und das Endergebnis des Tages war, daß wieder kein Antwerpener nachts ein Auge zutun konnte.

Tags darauf wurde die Angst vor Panik: die amtliche Nachricht ließ durchblicken, daß den Belgiern ihre Tapferkeit nicht genügt hätte; sie hätten sich in guter Ordnung auf die Reihe zurückgezogen, aber die Deutschen sollten nur kommen, wenn sie Lust hätten, den Angriff fortzusetzen. Die Antwerpener wußten zwischen den Zeilen zu lesen; die erste Fortslinie war durchbrochen. So mancher, der bis dahin noch an die Forts geklopft hatte, wurde blaß vor Schrecken; wieder hürnten Scharen von Flüchtlingen zum Hafen, und diesmal war der Andrang härter als je zuvor. Um die Schiffe nach Rotterdam entspann sich ein förmlicher Kampf, und man hat fabelhafte Summen, um von irgend einem Schlepdpuffer nach Vlissingen mitgenommen zu werden. Sogar die Regierung wollte nach Ostende, so hoch es geht, die Militärkasernen sollten verlegt werden! Aus der Panik wurde eine Art Delirium: die Deutschen sind in Duffel, in Sint, in Pierre, so hoch es weiter, und nun schloß man alle Häuser zu und bestürmte die Behörden und Konsulate um Pässe.

Ein Umschlag in das trasse Gegenteil folgte alsbald. Die Ministerien bleiben in Antwerpen, wurde befohlen, und es erschien die Mitteilung, die Armee flucht sei von den Verbündeten völlig geschlagen, 100 000 Deutsche seien gefangen, Antwerpen werde binnen 24 Stunden entsetzt, ja die Engländer seien bereits in nächster Nähe. Alles atmete befreit auf, selbst die Ärgsten bestimmten schöpften wieder Hoffnung. Tatsächlich tauchten von irgendwo einige Engländer auf, denen man überall jubelte, ja man wollte in einem Auto das bekannte Gesicht Winston Churchills erblickt haben. So gab man sich wieder den schönsten Hoffnungen hin. Ganz Antwerpen blieb bis in die Nachstunden auf den Beinen und staute sich in den Straßen der Hafengegend, wo man die Engländer erwartete. Viele wurden schließlich des Wartens müde und kehrten heim, ohne auch nur einen einzigen Engländer gesehen zu haben. Die aber, die ausblieben, wurden belohnt; tatsächlich, so erzählt sie, erschien sehr spät ein langer Zug von schwarzhaarigen Männern; eine lange Reihe großer Wagen mit schweren Antwerpener Säulen bespannt, folgte mit tiefen Geschüben. Nun sah man wieder Zutröner, und am nächsten Tage, einem allgemeinen Festtage, krönten die Antwerpener in die Straßen, um Rettung vor den Deutschen vom Himmel zu erblicken.

Theater.

Kleines Theater. Der Hegenkessel, Schauspiel von Georg Engel. Dies vor zwei Jahrzehnten geschriebene Kriegsdrama steht von der heutzutage auf Bestellung gelieferten Rassenware, die bereits vielfach auf das geistige Niveau der Kriegspostartenindustrie herabgesunken, immerhin noch ab. Kein billiges nach Weisfall spielendes Menompletten, kein schimpfendes Verhöhnern der feindlichen Ration. Vielmehr ein ernsthaftes Bemühen, den tausendfach sich wiederholenden Konflikt natürlicher am Leben hängender Empfindung mit dem eisernen Gebote der Soldatenehre in Namen einer die Gegensätze auf die Spitze treibenden Situation dramatisch zu gestalten. Das gab dem Schauspiel Engels Anregungen und Verimpfungen, wenn auch die Kraft nicht durchhielt und in die Kluden der Erfindung allerlei blutleere Theatralik trat. Den Hintergrund des Ganzen bildet die Salacht von Soalfeld, die unmittelbar der entscheidenden preussischen Niederlage bei Jena 1806 voranging. Ein junger preussischer Major, dem der Gamalschen dienst die angeborene freundlich teilnehmende Liebenswürdigkeit,

die Parteilichkeit des Gefühls, den freien Blick nicht hat trüben können, quartiert sich im Hause eines alten Sonderlings ein und hergt die üble Laune des Widerwilligen fröhlich weg. Sein Weisen gewinnt den Vater und das Herz der schönen Tochter. Fäden spinnen sich hinüber und herüber. Da kommt Befehl, daß er mit seiner Truppe am nächsten Morgen durch die von napoleonischer Artillerie besetzte Schlucht des Hegenkessels nach Soalfeld durchbrechen soll; man könne in dem Kampfe keinen Mann entbehren. Das ist der sichere Tod und obendrein ein nutzloser. Nicht einer wird das Schlachtfeld so erreichen. Angst und grenzenloses Mitleid erweichen die stolze Sprödigkeit des Mädchens. In ihm selber bäumt sich der Lebenswille gegen das graufam unvernünftige Schicksal auf, und wildes Verlangen faßt ihn, wenn er dem dunklen Los doch nicht entgehen kann, in seinen letzten Stunden noch ein volles Glück zu kosten. Die flüchtige Reizung, die er eben noch empfand, schwillt an zum Sturm heftigsten Begehrens. Er ringt sich zu bezwingen, um ihretwillen. Ein Todgeweihter hat kein Recht zur Liebe. Umsonst. Sie will mit ihm bereint sein. Was bloßer Trieb des Blutes war, erhöht sich zum Gefühl innerster Zusammengehörigkeit, und so schlägt sich der Bund.

Aber dieser menschlich schlichte Vorgang ist, um des leidigen Effekts willen, mit arg verfehlten Zutaten verlegt. Da wird ein äußerst unklarer Pfarrer, der auf die Hand Marias hoffte, eingeführt, und der alte Sonderling muß, um den Major zu retten, noch unklare Taten planen! Am stärksten aber wird die Wirkung durch den völlig überflüssigen, quälend sentimental Schlupfak beinträchtigt. Harry Walden mit dem ganz eigenen Charme seines Mienenpiels und seiner Stimme war ein ausgezeichnete Vertreter der ritterlichen Hauptfigur. Lenore Ehn erfreute in der Rolle der Maria durch frische, einfache Natürlichkeit. In den Weisfall mischte sich am Schluss nach dem miktrenen letzten Aufzug vernehmliches Jähren.

Kleines Feuilleton.

Holland als Fremdenkolonie.

Schon in Friedenszeiten hat Holland einen internationalen Anstrich: zahlreiche Holländer beherrschen verschiedene Sprachen, und viele verstehen sie wenigstens; seit dem Kriegsausbruch ist aber Holland internationaler geworden, als je zuvor, und es beherbergt in seinen Grenzen eine Unmenge freiwilliger und unfreiwilliger Gäste aus aller Herren Länder. Vor allem sind es natürlich die zahlreichen flüchtigen Belgier, die sich durch den Sprung über die Grenze vor den heranrückenden Deutschen gerettet haben; ferner sind Amerikaner und Reisende anderer Länder zahlreich in Holland, die dort wohl oder übel mangels ausreichender Reisegelegenheit haben sitzen bleiben müssen, und schließlich kehrt es auch nicht an französischen und englischen Deserteuren. Das Leben im Lande ist dadurch eigenartig verändert. Während der Außenhandel zum größten Teile lahm gelegt ist, hat sich im Lande das Geschäft auf vielen Gebieten außerordentlich gehoben, und das gilt nicht nur für die Städte, sondern selbst für die kleinsten Dörfer. Man stelle sich vor, daß keine Grenzörter, die vielleicht 500 bis 1000 Einwohner haben, plötzlich doppelt so viele Menschen zu ernähren haben. Sind Geestruud beherbergt 400 Flüchtlinge, Geer deren 400, und Koorebeek, ein Ort von 800 Einwohnern, deren 450. Es ist fast wie in der Schweiz während der besten Fremdenzeit, und tatsächlich machen einige Teile der holländischen Gesellschaft jetzt die guten Geschäfte, auf die sonst die Schweizer rechnen konnten. Wirtschaft und Privatwohnungen, die Fremde beherbergen können, sind überfüllt, und die sonst als schwerfällig geltenden Holländer entpuppen sich plötzlich als ganz gute Geschäftleute.

Die fremden Gäste Hollands werden übrigens für ihr Geld recht gut verpflegt, denn an vielen Nahrungsmitteln, so an Butter, Eier, Käse, Milch und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen ist kein Mangel; überdies hat sich der Viehstand Hollands dadurch gehoben, daß viele belgische Flüchtlinge ihr Vieh mitgebracht haben. Fische, die die Holländer recht gern essen, sind jetzt knapp oder fehlen völlig, seitdem die holländischen Fischer auf dem Zroden sitzen. Aus begreiflichen Gründen sind sie über diese Beschränkung ihrer Tätigkeit wütend, und das um so mehr, als sie ihren Groll gegen die Engländer nicht äußern dürfen. Eine Sorge lastet auf dem ganzen Lande. In jeder holländischen Zeitung findet man mehrere Artikel, die mit dem inhaltsschweren Worte Tarwebrood überschrieben sind.

Die Weizenfrage ist seit dem großen Fremdenzugstrom für Holland brennend geworden. Kleine Väder, die immer nur Vorräte an Weizenmehl für eine Woche zu kaufen pflegten, können überhaupt kein Weizengebäd mehr herstellen; größere Vädereien haben noch Vorräte für einige Wochen, aber es ist keine Aussicht vorhanden, daß Weizen ins Land kommt. Tag für Tag erwartet man vergeblich die amerikanischen Weizenschiffe, von denen man nicht weiß, ob sie versenkt worden oder auf eine Mine aufgelaufen sind. Auf die Weidreits — die wohlschmeckenden holländischen Zwiebäde — und andere östliches Weizengebäd muß man in Holland nun verzichten. Den Belgiern, Franzosen und Engländern, die an Weizenbrot gewöhnt sind, dürfte es recht schwer fallen, in dieser Beziehung plötzlich umzulernen. Die belgischen Flüchtlinge haben noch eine andere Sorge: sie sind Hals über Kopf aus ihrer Heimat geflohen und tragen noch ihre Sommerkleider. Die Geschäfte, die mit Kleidung, Wollwaren usw. handeln, machen daher eben so gute Geschäfte, wie die Wirtschaftler und die Bauern, aber die Belgier, die kein Geld zum Kleiderkaufen haben, müssen erbärmlich frieren.

Sandomir in der deutschen Literatur.

Die Eroberung des russischen Bräudenlopfes bei der Stadt Sandomir, die den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nach den neuesten Meldungen gelungen ist, gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie den Uebergang über die Weichsel sichert

und einen weiteren Vormarsch gegen die Russen gestattet. So erhält die altpolnische Stadt Sandomir oder Sandomir, wie sie früher wohl auch genannt wurde, nach mehr als 100 Jahren eine neue Bedeutung in der Geschichte, denn das letzte Mal hatte Sandomir 1809 eine Rolle gespielt, als die Polen hier die Oesterreicher zurückwarfen. 1296 gegründet, war der Ort lange die Hauptstadt des umliegenden Gebietes; die Mongolen verwüsteten ihn 1240 und 1259, doch dann blühte er unter Kasimir dem Großen auf, und noch heute findet das alte Schloß auf steilem Felsen von der einstigen großen Vergangenheit. Im 19. Jahrhundert hat der Name Sandomir durch eine zufällige Verknüpfung mit der Literatur einen hellen weithin tragenden Klang erhalten. Eine tragisch düstere Geschichte, die die Chronik der Stadt von der Gründung ihres Klosters berichtet, bot Grillparzer den Stoff zu einer Novelle, die 1828 in der Zeitschrift „Kajala“ erschien und das erste vollständige Neugut von der bedeutenden epischen Begabung des genialen Dramatikers oblegte. Nach einer als wahr überlieferten Begebenheit erzählt der Dichter von dem Stifter des Klosters von Sandomir, dem Grafen Starichensky, der die schöne Tochter des Klosters von Zarosch Elga heiratete und, als er von ihr hintergangen wurde, furchtbare Rache nahm, indem er die Gattin tötete und die Stätte des Verbrechens, den alten Turm in Flammen aufgehen ließ. Aus seinen reichen Gütern stiftete er dann das Kloster von Sandomir und tat als Mönch Däse für seine Wittvat. Diese grausige Nachspiel, von Grillparzer mit künstlerischer Reife in eine dämmerige Traumstimmung getaucht, hat dann im Jahre 1806 Gerhart Hauptmann zu seinem vielgespielten „Kottbus“ „Elga“ angeregt, in dem der moderne Dichter die phantastische Stimmung des zerfallenen Schloßes, des einsamen Klosters, wirkungsvoll ausnutzt und auf dem Hintergrund des trefflich gezeichneten mittelalterlich-polnischen Milieus die dämonische Gestalt des verführerischen Weibes darstellt, die im waghalsigen Spiel mit der Gefahr ihren Gatten und ihren Geliebten wie sich selbst ins Verderben zieht. So hat der geschichtlich denkwürdige Boden von Sandomir zwei passende Werke der deutschen Dichtung erblühen lassen.

Papier als Wärmeschutzmittel.

Der Diplomat Ingenieur Artur Klein gibt in „Danzers Armeezzeitung“ die folgenden beachtenswerten Anregungen:

An einem bitterkalten Tage fiel mir in Kopenhagen auf, daß der verlorbene König Christian ohne Mantel von einer längeren Besichtigung zurückkam. Ich war damals auf der Reise nach Nordschweden und erzählte meinen nordischen Freunden diese Beobachtung. Ein früherer schwedischer Offizier Tredow, der die Verhältnisse des dänischen Hofes genau kannte, erzählte mir dann, daß der König stets ohne Mantel reise und sich vor Erkältungen dadurch schütze, daß er seinen nackten Körper in Papier einschlagen, beziehungsweise mit Papier umwickeln lasse. Tredow meinte noch, daß er selbst auch mit einem japanischen Seidenpapier Ähnliches erprobt habe. Als ich vor etwa zwei Jahren in rumänischen Donaudelta (sumpfige, im Winter sehr kalte Niederung) im Winter war und der kalte Nordost trotz meiner warmen Seiden- und Wollunterkleider durchdrang, als ob ich gar nichts angehabt hätte, erinnerte ich mich der Sache. Das einzige Papier, das ich mitbrachte, war eine Rolle Kiofettpapier (dünnes, recht festes und geschmeidiges Seidenpapier). Ich bewickelte meine Unterwäsche von den Knien aufwärts liberal dort, wo ich nicht durch kurze Lederweste und Ledergamaschen ohnehin geschützt war, und fühlte mich tagelang recht warm und wohl.

Ich erinnere mich eines angenehmen, warmen Gefühls, weil anscheinend die Hautausdünstung durch die Poren des Unterzeuges und die Porenräume der Papierumwicklung vollständig genügt. Bei sorgfältigem Abwickeln verwendete ich eine Papierwicklung mehreremal. Die Kosten können, weil das Papier sehr dünn war, ein paar Heller nicht überschreiten haben. Zur Veranschaulichung dürfte sich feste dünne Seidenpapiere, etwa 20–25 Gramm (der Quadratmeter) schwer, eignen, ferner auch billiger gekloppte, vollständig unpräparierte, dann besonders gewachsene (mit Wachsdichtung getränkte, aber geschmeidige!) Papiere. Die Papierwicklung wirkt wie Pelz oder richtiger wie Leder auf die Wärmeausstrahlung ein.

Notizen.

— **Konzertchronik.** Heute Freitag, abends 8 Uhr, findet in der Philharmonie das Konzert von Willi Burmeister mit dem Philharmonischen Orchester (Dirigent Camillo Hildebrand) statt. Der Gesamtertrag kommt notleidenden Musikern zugute.

— **Russischchronik.** Das Deutsche Opernhaus bereitet drei Neuheiten vor. Mitte des Oktober geht die tragische Oper „Der Ueberfall“ von Heinrich Höller zum ersten Mal über die Bretter. Ende Oktober folgt die „Walläre“ und Mitte November der „Lohengrin“.

— **Naturwissenschaftliche Vortragskurse.** Am nächsten Donnerstag beginnt Dr. M. G. Baega zwei naturwissenschaftliche Vortragskurse mit Lichtbildern in der Lehrstätte der Humboldt-Akademie (Georgenstr. 30/31). Von 8–9 Uhr spricht er über „Der Kampf ums Dasein als Entwickelungsfaktor“, von 9–10 Uhr über das Thema „Zum Streit um die Tierseele“. Eintrittskarten zu ermäßigtem Preise in allen Gewerkschaftsbüros.

— **Die Kant-Gesellschaft** hat aus ihrem Dispositionsfonds, der sonst nur wissenschaftlichen Zwecken dient, für die in Bedrängnis geratenen Nipruchen dem Oberbürgermeister von Königsberg (wo Kant zu Hause war und zeitlebend blieb) die Summe von sechshundert Mark überwiesen.

— **Der Literaturhistoriker Richard M. Meyer** ist Donnerstag plötzlich gestorben. Er hat ein Alter von 54 Jahren erreicht, gehörte zur Schererschen Schule und galt als sehr gelehrter. So brachte er denn u. a. mit großer Fügigkeit ein dickes Buch über die „Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert“ heraus. Neues und wesentliches hat er, gleich der ganzen Richtung mit ihrer antiquierten Methode, nicht zu sagen gehabt.

Theater.

Theater für Freitag, 9. Oktober:
Deutsches Künstler-Th.
8 Uhr: **Gewonnene Herzen**
Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
8 Uhr: **Fidelio**
Deutsches Theater
7 Uhr: Zum erstmalig:
Die Piccolomini
Kammerspiele
8 Uhr: **Jedermann**
Gebr. Herrfeld-Theater
8 Uhr: **Er kommt wieder.**
Zwei leuchtende Punkte.
Ende gut — alles gut!
Kleines Theater.
9 Uhr: **Der Hexenkessel.**
Gastspiel Harry Walden.
Komödienhaus
8 Uhr: **Es braust ein Ruf!**
Lessing-Theater
8 Uhr: **Peer Gynt**
Luisen-Theater
8 1/2 U.: **Eroder Er.** Der heilige Krieg.
Sonntag 9 1/2 U.: **Die Räuber**
Lustspielhaus
8 1/2 U.: **Graf Pepi**

Residenz-Theater
8 Uhr: **Der Kaiser rief...**
Rose-Theater
8 Uhr: **Die Waffen her.**
Schiller-Theater O.
8 Uhr: **Prinz Friedr. v. Homburg**
Schiller-Th. Charlottenbg.
8 Uhr: **Kleiner Krieg.**
Thalia-Theater
8 Uhr: **Kam'rad Männe.**
Theater am Nollendorferpl.
8 Uhr: **Immer feste druff!**
Sonntag 9 1/2 U.: **Immer feste druff!**
Volksbühne
Montis Operntheater (Neues Th.)
8 1/2 U.: **Minna von Barnhelm**
Walhalla-Theater
8 Uhr: **Berlin im Felde.**
Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Heute Freitag, den 9. Oktober:
Die Jüdin von Toledo
Historisches Trauerspiel in 5 Akten
von Franz Grillparzer.
Reffenöffnung 7 Uhr. Am. 9 1/2 U.

URANIA

Taubenstraße 48/49.
4 Uhr:
Lüttich und das helgische Land.
(Halbe Preise.)
8 Uhr:
Die Weichsel u. d. masurisch. Seen.
Casino-Theater.
Zoffringer Straße 37. Täglich 8 Uhr.
Kriegsbilder — Spezialitäten u. sp.
3. Schluss das neue Kriegs-Vollständ.
„Mein Leben dem Vaterland.“
Loge 1.25, Sessel 1.10, Parterre 80 Pf.
Rang 50, Stuhl 30, Sonnt. 11. Aufschl.
Sonntag 4 Uhr: **Krieger's Heimkehr.**

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sängers
Anfang 8 Uhr.
Sonnt. 7 1/2 U.

Theater-Folies-Caprice

Possen-Theater
Täglich:
Blinfener. Landwehrlente.
Fest steht und treu...
Leonhard Hasel, Martin Reitter u. G.
Gewerkschaftshaus.
Sonabendabend:
Schlachtfest m. Schlachtmusik
Wurstverkauf außer dem Hause.
Sonntagabend im Saal 4:
Konzert (Opern) bei freiem Eintritt. Anfang 7 Uhr.
:: **Erstklassige Briketts** ::
Michels
N.S. 50 f. 1000 Stück,
Riesensformat 7, Halbsteine
85 Pf. für 1 Zentner, feinst.
Brennholz billigst.
Michel-Brikett-Vertrieb
Neukölln,
Knesebeckstr. 148.
Telephon: 1610 u. 2133.
Metalbetten
Holzrahmenmatratzen, Kinderbetten,
billigst an Privats. Katalog frei.
Eisenmöbelfabrik. Suhl.

achtet auf die gesetzlich geschützte Packung, um Goldfarb echt zu erhalten!

Schnupfer!

Gesundheitstabak
J. Goldfarb
Preuss. Stargard.
D.R.W.Z. 10652.

Health snuff tobacco.
Tabac à priser de santé.
Tobako do zywiania dla zdrowia.
Tabacco da naso alla salute.

Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin S.W.